

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Beverley Nichols
Der rätselhafte Engel

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Wie heißumstritten die anderen Tatsachen auch sein mochten in den spannenden, aufreibenden Wochen, die auf die Nacht des dreizehnten Oktober folgten, über einen Punkt wenigstens waren sich alle einig: Miß Larue hatte einen über den Durst getrunken.

Wie tief sie aber ins Glas geschaut hatte, darüber gingen die einzelnen Meinungen auseinander. John, der junge Diener, der den Gästen Champagner serviert hatte, stand offenbar unter dem Eindruck, daß sie lediglich etwas «angeheitert» gewesen war. Soweit er sich entsinnen konnte, hatte er ihr Glas nur dreimal gefüllt. Dieses Zeugnis wurde entkräftet durch die Aussage von Miß Sally Kane, die – da ein Herr fehlte – beim Essen zu ihrer Rechten gesessen hatte. Sie habe kaum den Kopf zur Seite gedreht, beteuerte Miß Kane, da habe Miß Larue auch schon in unverschämtester Weise ihr Glas weggenommen und geleert, bevor man sie daran hindern konnte. Lady Coniston hatte dieses ganz und gar nicht damenhafte Benehmen auch beobachtet, und sie war eigentlich – wie sie nachdrücklich hinzufügte – gar nicht davon überrascht. Sie hatte ebenfalls bemerkt, daß Miß Larue vor dem Essen drei trockene Martinis getrunken hatte, daß sie mit ihrem Kleid an einer Chippendale-Kommode hängengeblieben war, als man die lange Galerie zum getäfelten Musikzimmer hinunterging, und daß sie sich nach dem Essen gelben Chartreuse in rauhen Mengen zu Gemüte geführt hatte. Woraus hervorgeht, daß Lady Coniston eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe besaß.

Die Aussagen der anderen Mitglieder der Hausgesellschaft waren je nach Temperament verschieden. Mr. Cecil Gower-Jones, der glänzende junge Musikkritiker der *Neuen Ära*, sprach äußerst ungern über die Angelegenheit. Trunkenheit fand er langweilig und widerwärtig. Als Miß Larues Zustand ihm aufgefallen war, hatte er einfach ganz woandershin geblickt. («Der gute Cecil», so äußerte sich Lady Coniston später, «scheint in kritischen Momenten immer woandershin zu blicken.») Ein paarmal war er jedoch gezwungen gewesen, Miß Larue anzusehen, und dabei hatte er festgestellt, daß sie außerordentlich rot im Gesicht war und schwer atmete. Auch war es ihm nicht entgangen, daß das Oberteil ihres Kleides in Unordnung geraten war. Diese Symptome waren auch Palmer, dem hochintelligenten jungen Butler, aufgefallen, aber anscheinend ohne dasselbe Mißfallen zu erregen. «Einfach großartig sah sie aus», schilderte er im Dienstbotenzimmer, «wie sie mit wirrem Haar im Sessel zurücklehnte, ohne sich den Teufel um die anderen zu scheren. Wie der Engel auf dem Rubensgemälde über der Treppe.» Eine intelligente Bemerkung. Wenn Miß Larue auch

gerade kein Engel war, so besaß sie doch die Linien, die Farben und die Textur eines Rubens der allerbesten Periode.

Die Aussagen der anderen entsprachen ganz den Erwartungen. Sir Luke Coniston bemerkte zunächst kurz und bündig, er habe sich in Gedanken zu sehr mit der Börseneruption beschäftigt, um auf die Posen einer beschwipsten Frau zu achten. – So, sie war also beschwipst gewesen? – Ja, das nahm er an. Jetzt, wo es zur Sprache kam, fiel ihm auch ein, daß sie etwas Brandy über seinen Smoking gegossen hatte. Nicht, daß ihm das etwas ausmachte. Er besaß ja noch viele andere Smokings.

Andrew Lloyd, der Gastgeber, erzählte ungefähr dieselbe Geschichte. Auch er hatte sich Gedanken über den Börsenmarkt gemacht. . . weit mehr noch als Sir Luke, der sich im entgegengesetzten Lager befand. Ja, er hatte Miß Larues Zustand bemerkt, sich aber weiter nicht den Kopf darüber zerbrochen; denn er hatte gesehen, daß sie bei seiner Frau Nancy gut aufgehoben war, die sie dann auch eine Stunde vor der Tragödie taktvoll auf ihr Zimmer begleitet hatte.

Letzten Endes war Nancy Lloyds Aussage die einzige, die ein etwas freundlicheres Licht auf das Benehmen der unglückseligen Frau warf – wenn auch ihre sanften Andeutungen vielleicht kaum als «Zeugenaussage» gelten konnten. Sie gab zu, daß Miß Larue etwas viel getrunken hatte, aber sie war eben ein heiteres, sorgloses Geschöpf und wußte vielleicht nicht einmal, was sie tat. Vielleicht fühlte sie sich auch nicht gut. . . hatten die anderen denn nicht gemerkt, wie blaß sie vor dem Essen war? War es ferner nicht möglich, daß sie ihren üblichen Schlaftrunk schon vor dem Essen genommen hatte anstatt hinterher? Miß Larue war durchaus nicht sinnlos betrunken, als sie ihr Zimmer erreichte. Sie hatte sich aufs Bett gelegt, zur Decke gestarrt und – ganz vernünftig – erklärt, sie wolle mit dem Ausziehen noch etwas warten, dann ein Bad nehmen und vielleicht vorm Schlafengehen noch ein wenig lesen. Sie hatte so schön ausgesehen, wie sie dort lag, auf so tragische Weise anders als . . . hinterher.

2

Jede Geschichte – sei sie tragischer oder komischer Natur – wurzelt tief in der Vergangenheit. Aber zunächst brauchen wir uns nur mit der letzten Stunde zu befassen. Und wenn wir später auch näher an die Charaktere herantreten – so nahe, daß wir jeden Schatten sehen können, der über ihre Gesichter huscht – können wir uns im Augenblick damit begnügen, die ganze Angelegenheit wie ein Drama auf der Bühne zu betrachten – gleichsam, als hätten wir einen Parkettsitz im Theater.

Die Stunde ist ein Viertel vor zehn, Samstagabend, den 13. Oktober,

und die Zeit ungefähr die Gegenwart. Der Schauplatz ist Broome Place, ein Herrschaftssitz aus der Zeit der Königin Anne, der hoch auf einem Hügel in der Grafschaft Sussex steht und Eigentum des Finanzbarons Andrew Lloyd ist. Die handelnden Personen wurden uns bereits kurz vorgestellt.

Der Vorhang hebt sich, während ein Grammophon spielt. Wie jeder andere Gegenstand in Broome Place ist dieses Grammophon luxuriös und ungewöhnlich. Luxuriös, weil es von Meistern des Fachs mit der Hand gearbeitet ist. Ungewöhnlich, weil es trotz der kostbaren Verkleidung mit Stulppaneelen aus der Tudorzeit und der darüber gebreiteten Decke aus verblichenem karmesinroten Samt, die wahrscheinlich aus einem Altartuch geschnitten war, nicht annähernd so protzenhaft aussieht, wie es sich anhört. «Obschon natürlich», hatte Nancy Lloyd einmal geäußert, «jeder doch sagen wird, es ist protzenhaft, schon allein, weil Andrew ein Börsenmakler ist. Für einen Börsenmakler ist es sogar protzenhaft, wenn er einen Rembrandt kauft.»

Die Herren hatten sich nach dem Essen gerade wieder zu den Damen gesellt. Cecil Gower-Jones war der erste, der den Raum betrat. Sobald er die Musik hörte, rief er begeistert: «Liebste Nancy! Wie haben Sie es nur erraten, daß der Blaue Joseph gerade der Mann in der Welt ist, den ich heute abend brauche?»

Sie lächelte ihn sonderbar an. «Vielleicht lese ich Ihre Artikel, Cecil.»

«Sie finden immer das richtige Wort.» Er warf dem Grammophon einen Handkuß zu. «Blauer Joseph – du Teufelskerl!»

«Blauer wer?» Die knappe, abrupte Frage kam von einem jungen Mädchen, das am Kamin stand und sich die Hände an der Glut des Holzfeuers wärmte. Sie war ungefähr einundzwanzig, blond, ein hübscher Stupsnasentyp mit schlechtem Teint. Aber sie blickte mürrisch drein.

«Blauer – wie sagten Sie doch?» wiederholte sie schnippisch, bevor er antworten konnte.

Er starrte sie ganz überrascht an. «Für eine Amerikanerin, die noch dazu aus einem der Südstaaten stammt, ist das eine höchst merkwürdige Frage.»

Sally Kane zuckte die Achseln. Aber der primitive Rhythmus begann seine Wirkung auf sie auszuüben. Cecil sah, daß sie leise mit den Fingern knipste. «Sehen Sie», fuhr er fort, «Sie können nicht widerstehen. Lassen Sie uns tanzen.» Er merkte, wie sie einen Blick auf die Uhr warf. «Ihr lästiger Richard wird doch nicht vor einer Stunde hier sein.»

Sie wandte sich an Palmer, der gerade mit einem schwersilbernen, gläserbeladenen Tablett vorbeikam. «Sind Sie ganz sicher, daß Seine Lordschaft gesagt hat, er sei nicht vor elf Uhr hier?»

«Ganz sicher, Miß.»

Sie nickte nachdenklich vor sich hin. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, konnte Lord Richard mit keinem allzu warmen Empfang rechnen. Dann gab sie Cecil ihre Hand, und sie fingen an zu tanzen.

Sir Luke ging zu Nancy Lloyd und beugte sich über sie. Er glänzte vom Scheitel bis zur Sohle, und als er den Kopf neigte, funkelte das Licht des Kronleuchters auf seinem dichten schwarzen Haar.

«Ich dachte immer, du könntest solche Musik nicht ausstehen», sagte er.

Wie seltsam, dachte sie bei sich, daß seine Stimme – obwohl er in Harrow und Cambridge studiert hat – immer noch diesen schwachen östlichen Einschlag aufweist.

Laut sagte sie: «Kann ich auch nicht. Ich bekomme stets eine Gänsehaut.»

«Warum spielst du sie dann?»

«Weil sie nun mal dazugehört.» Sie lächelte zu ihm auf. «Man gilt heutzutage nicht als intelligent, wenn man nicht über ein Geräusch in Ekstase geraten kann, das in meinen Ohren klingt wie eine Versammlung neurotischer Neger in den letzten Stadien der Epilepsie.»

«Warum spielst du sie dann?» wiederholte er.

Wie beharrlich er ist, dachte sie mit einer Spur von Gereiztheit. Wieder einmal der östliche Einschlag!

«Cecil ist davon so begeistert. Und man muß auf seine Gäste Rücksicht nehmen.» Sie blickte zu Lady Coniston hinüber, die in einem teuren Magazin blätterte. «Ich glaube, Sybil würde gern tanzen.»

«Warum nicht mit Andrew?»

«Weil Andrew niemals tanzt. Und weil Sybil deine Frau ist. Und weil du den ganzen Abend kaum ein Wort mit ihr gesprochen hast. Und weil – o du meine Güte – weil wir uns wenigstens etwas Bewegung verschaffen könnten, wenn wir schon dieses Gejaule über uns ergehen lassen müssen.»

Mit einem Seufzer schlug er die Hacken zusammen und verbeugte sich. Dann ging er zu seiner Frau hinüber, die sein Kommen freudig begrüßte, und forderte sie zum Tanz auf.

3

«Stellen Sie das Ding ab . . . stellen Sie's ab!»

Es war fünf Minuten später, und der Schrei kam von der unglücklichen Miß Larue. Sie lag zurückgelehnt in einem karmesinroten Samtessel in der äußersten Ecke des Zimmers. Ihre Augen waren halb geschlossen, und – wie Palmer, der Butler, bemerkt hatte – ihr Dekolleté war verrutscht. Bei der geräuschvollen Musik hörten die tanzenden Paare sie nicht. Mrs. Lloyd anscheinend auch nicht. Aber Andrew Lloyd hörte sie. Er wandte sich an seine Frau und sprach leise mit ihr.

Ehe sie antworten konnte, ließ sich Miß Larue schon wieder vernehmen, und zwar bedeutend lauter als vorher. Sie zeigte mit dem Finger auf Cecil Gower-Jones, den sie offenbar als den Urheber der Musik ansah, und kreischte: «Stellen Sie das verdammte Ding ab, sag' ich Ihnen!»

Die Paare blieben wie angewurzelt stehen und starrten sie an. In den nächsten paar Minuten passierte dann alles sehr schnell. Nach einem ängstlichen Blick auf Miß Larue, die Anstalten machte, sich aus ihrem Sessel zu erheben, ging Cecil zum Grammophon, um es abzustellen. Seine Partnerin Sally machte eine Gebärde des Abscheus und kehrte zu ihrem Platz am Kamin zurück. Die Conistons standen einfach da und starrten. Andrew Lloyd ging einen Schritt auf Miß Larue zu, blieb aber zögernd stehen. . .

Nancy Lloyd rettete jedoch die Situation. Sie ging schnell zu den Conistons hinüber, nahm Sir Lukes Arm, legte ihn um seine Frau und brachte sie mit einer geschickten Handbewegung wieder zum Tanzen. Sie holte Cecil vom Grammophon und führte ihn zurück zu Sally. Dann ging sie zu Miß Larue und flüsterte ihr etwas zu, das sie – o Wunder! – zum Lachen brachte. Miß Larue lachte so laut, daß ihre Lachsalven das Geschmetter des Grammophons übertönten. Mit diesem homerischen Gelächter verließ sie an Nancys Arm den Raum.

Als Nancy einige Minuten später zurückkam, stellte Cecil das Grammophon ab, und alle umdrängten sie.

«Liebes Kind», rief Lady Coniston, «du hast einen Orden verdient. Wie kann man sich bloß so aufführen!»

«Fühlt sie sich besser?» Diese Frage wurde von Andrew gestellt. Aus seiner Stimme klang Besorgnis, was Lady Coniston veranlaßte, ihn scharf aufs Korn zu nehmen.

Nancy nickte ruhig. «Ja, entschieden besser. Sie hat sich aufs Bett gelegt und schläft wahrscheinlich schon.»

Cecil schauderte etwas theatralisch. «Hoffentlich verharrt sie in diesem Zustande. Wenn sie wieder nach unten kommt, kriege ich Schreikrämpfe. Sie sah ganz danach aus, als ob sie mich anfallen wollte!»

«Was hat denn eigentlich diesen Heiterkeitsausbruch verursacht?» fragte Sally.

«Etwas ganz Blödes. Ich weiß nicht mehr was.» Nancy wandte sich an Sir Luke. «Reden wir von etwas anderem. Oder will jemand noch tanzen?» Aber niemand verspürte große Lust dazu.

«Dann», schlug Andrew vor, «wollen wir uns mal meinen neuen Van Goyen ansehen.»

Sir Luke warf ihm einen finsternen Blick zu. «Hast du noch einen Van Goyen gekauft?»

«Sicher. Hast du etwas dagegen?»

Sir Luke grunzte nur und folgte ihm aus dem Zimmer.

Die nächste halbe Stunde war ein verhältnismäßig friedliches Intermezzo. Wenn dies wirklich ein Theaterstück wäre und wir im Parkett saßen, könnten wir uns tatsächlich veranlaßt fühlen, uns über Mangel an Handlung zu beklagen; denn die Bewegungen einer Reihe von Leuten, die aufs Geratewohl durch die Galerien und Räume eines herrschaftlichen Hauses schlendern, vor Bildern stehenbleiben und sich diese anschauen, haben gerade nichts Aufregendes an sich.

Erst kurz nach halb elf kam Leben in die Sache. Nancy Lloyd war in der Bibliothek, wo sie Lady Coniston eine kleine, ausgezeichnete Skizze eines Kinderkopfes von Romney zeigte. Plötzlich drangen einige im Eifer des Gefechts lautgewordene Stimmen an ihr Ohr.

Seufzend legte sie die Skizze hin. «Liebste Sybil, sie liegen sich mal wieder in den Haaren.»

«Wer?»

«Andrew und Luke. Hörst du sie denn nicht?»

«Natürlich höre ich sie.» Sie klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden. «Das kommt von dem elenden Van Goyen. Andrew hätte nichts davon erwähnen sollen. Ist er gut?»

«Ja. Er ist ausgezeichnet.»

«Um so schlimmer. Luke tobt geradezu, wenn Andrew etwas Besonderes kauft.» Die Stimmen wurden lauter. «Man sollte sie zum Schweigen bringen.»

«Ich habe mich bereits als Friedensstifter betätigt. Es langt mir für einen Abend.»

«Aber, liebste Nancy, du verstehst dich doch so gut darauf.»

Nancy zauderte. In diesem Augenblick trat Cecil ins Zimmer. Er fuhr zusammen, als er die beiden Frauen sah. «Ich dachte, Sie seien nach oben gegangen», murmelte er. Er warf einen Blick über seine Schulter. «Da ist ja ein Höllenspektakel im Gang.»

«Dann ist es gerade gut, daß Sie gekommen sind», erwiderte Lady Coniston schnippisch. «Sie sind der einzige andere *Mann* im Haus.» Sie verlieh dem Wort einen boshaften Klang. «Sie könnten hingehen und sie auseinanderbringen.»

Cecil klimperte nur mit seinen langen Augenwimpern. Ohne sie einer Antwort zu würdigen, stürzte er durch die andere Tür aus dem Zimmer.

Lady Coniston gab einen verächtlichen Laut von sich. «Widerliches Subjekt. Ich kann nicht verstehen, warum du ihn einlädst. Liebste, nun geh doch schon hin und schütte Öl auf die stürmischen Wogen.»

Nancy kämpfte noch mit sich. Dann zuckte sie die Achseln. «Na, schön», sagte sie.

Sie gingen hinaus. Die beiden Männer standen in der langen Galerie

vor einem Bild, das sie auf ein Sheraton-Sofa gestellt hatten. Sie stritten sich so heftig, daß sie sie gar nicht kommen hörten.

«Wenn du den leisesten Schimmer von Van Goyen hättest. . . » sagte Andrew gerade.

«Und wenn *du* den leisesten Schimmer von Van Goyen hättest, würdest du ihn nicht ohne Namenszug gekauft haben.»

«Ich habe dir hundertmal gesagt, es gibt drei Perioden bei Van Goyen. . . die grüne, die graue und die braune . . . und in der grünen Periode hat er seine Bilder nicht gezeichnet und. . . »

«Und du kannst es mir noch hundertmal sagen, du verdammter Narr . . . grün, grau, braun – was hat das schon damit zu tun?» Sir Lukes Gesicht zuckte, und eine häßliche Ader zeichnete sich auf seiner Stirn ab.

In diesem Augenblick legte sich Nancy ins Mittel. «Hört mal, meine Lieben!» rief sie mit einer so schallenden Stimme, daß sie gezwungen waren aufzuhorchen. «Ich möchte mein Haus nicht in einen Bärenkäfig verwandelt sehen.»

Keiner der Männer antwortete. Man hörte sie nur keuchen.

«Andrew, du bist wirklich nicht nett. Du hast Luke geärgert. Nimm ihn mit und gib ihm etwas zu trinken.»

«Wenn Luke was trinken will, dann weiß er, wo's steht.»

«Danke bestens», lautete Sir Lukes barsche Antwort. Ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, drehte er sich um und ging fort.

Nancy startete ihm nach. «Wohin ist er denn nur gegangen?»

«Zum Teufel, hoffe ich.»

«Andrew, du bist ekelhaft. Warum eigentlich?»

«Ich weiß es nicht. Bin verärgert.» Er setzte sich auf das Sofa und legte den Arm über den Rahmen des Bildes.

«Wegen des Van Goyen?»

«Natürlich. Luke hat viel Unsinn darüber geredet, und ich kann Dummköpfe nun einmal nicht ausstehen.»

Sie lächelte ihn wohlwollend an. «Das ist mir nicht ganz neu. Aber es war doch nicht nur der Van Goyen, nicht wahr?»

In diesem Augenblick hörte sie eine Stimme vom anderen Ende der Galerie. Es war Lady Coniston. Sie stand mit einem Armvoll von Magazinen am Fuß der Treppe.

«Gute Nacht, Kinder!» drang ihr Bühnengeflüster zu ihnen. «Ich gehe zu Bett!» Sie legte einen Finger an die Lippen und wies in die Richtung, in der ihr Mann verschwunden war. Dann warf sie ihnen eine Kußhand zu und stieg die Treppe hinauf.

«Dämliche alte Trine!» murmelte Andrew vor sich hin.

«Es war nicht nur der Van Goyen, nicht wahr?»

«Na, Margot hat auch nicht gerade zur Heiterkeit des Abends beigetragen.» Er seufzte. Dann streckte er seine Hand nach ihr aus. «Ich

finde, daß du mit dieser ziemlich peinlichen Episode ganz hervorragend fertig geworden bist.»

«Danke für das Kompliment. Ich hoffe, es wird mir auch in Zukunft gelingen.» Ihre Stimme war kalt und formell. Aber sie drückte ihm fest die Hand.

Es herrschte Schweigen in der langen Galerie. Schweigen ist ein elastisches Wort; es kann eine Ewigkeit in den Bruchteil einer Sekunde packen und einen Moment der Langeweile wie einen Monat erscheinen lassen. Dies war ein seltsames Schweigen, das sich endlos auszudehnen schien. Doch war es kein absolutes Schweigen; denn draußen hatte sich ein Wind erhoben, der rasch anschwell, und das alte Haus gab eine Menge kleiner Geräusche von sich: es stöhnte und knarrte und seufzte und ächzte.

Es war zwanzig Minuten vor elf.

Nancy zog ihre Hand zurück. Sie war nicht sentimental veranlagt, und außerdem mußte sie an ihre Gäste denken.

«Wo stecken sie denn bloß alle?»

«Ist das wichtig?»

«Natürlich. Wir können doch nicht alle so verschnupft zu Bett gehen. Es ist ja geradezu lächerlich. Wir müssen uns wirklich darum kümmern. Wo ist Cecil zum Beispiel?» In diesem Augenblick kam der Butler durch die Tür des Arbeitszimmers und drehte hinter sich das Licht aus. «Wissen Sie, wo Mr. Gower-Jones ist, Palmer?»

«Er ist vor einigen Minuten nach oben gegangen, gnädige Frau.»

Sie zog die Augenbrauen hoch. «Zu Bett?»

«Das kann ich nicht sagen, gnädige Frau.»

Sie wandte sich an ihren Mann. «Cecil würde doch sicher nicht zu Bett gehen, ohne gute Nacht zu sagen?»

«Wahrscheinlich ist er nur dahin gegangen, wo der Kaiser zu Fuß hingeht.»

«Sie können gehen, Palmer.» Sie zog die Stirn in ärgerliche Falten, als der Butler fortging. «Und Sally? Wo ist die geblieben?»

«Sie war vor einer Minute noch hier.»

«Das ist wohl nicht gut möglich. Ich bin selbst schon mindestens drei Minuten hier.»

«Sei doch nicht so pedantisch. Ich weiß natürlich nicht, wieviele Minuten es genau waren. Aber sie war hier, als Luke seine Mucken bekam. Da habe ich sie fortgeschickt.»

«Wohin?»

«Ich habe ihr geraten, sich deinen neuen Hondecoeter anzusehen.»

«Aber der steht doch immer noch im Blumenzimmer gegen die Wand gelehnt, und sie wird ihn niemals richtig beleuchten können. Er sieht schrecklich aus, wenn er nicht das richtige Licht hat.»

Lloyd blickte seine Frau fragend an. «Du scheinst ja merkwürdig

darauf bedacht zu sein, daß Sally einen guten Eindruck von deinem Hondecoeter bekommt.»

«Das bin ich auch». Sie lächelte ihn sanft an. «Sieh mal, Liebling, ich bin nämlich nicht so ganz sicher, ob es überhaupt ein Hondecoeter ist. Und wenn nicht . . . na, ich könnte vielleicht Sally davon überzeugen, daß es gerade das Richtige ist für die Sammlung ihres lieben Vaters.»

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. «Ich finde dich einfach bezaubernd, wenn du dich wie ein Gauner benimmst.»

«Benehme ich mich wie ein Gauner? Ob es ein Hondecoeter ist oder nicht, es ist jedenfalls ein sehr hübsches Bild. Und Mr. Kane ist ein sehr tōrrichter Mann, wenn er auch hundertmal Millionär ist.» Plōtzlich blickte sie zum Fenster hinüber. «Was war das?»

«Was war was?»

«Ich dachte, ich hätte etwas gehört.» Sie ging rasch zum Fenster, schob die Vorhänge beiseite und blickte suchend hinaus. «Nein. Nichts.»

«Liebling, bist du nervös?»

«Nein. Nur gelangweilt.» Sie ließ die Vorhänge wieder zurūckfallen. «Wirklich, Gäste haben doch heutzutage die merkwūrdigsten Manieren. Einfach so zu verschwinden. Luke und ich wollten doch ein Puffspiel machen. Wo ist *er* denn nur?»

Sie ging ein paar Schritte vor, machte aus ihren Hānden einen Trichter und rief: «Luke! Luke!»

Ihre Stimme – die ein wenig zitterte, zweifellos vor Ärger – lief mit Hall und Widerhall die lange, trūbe erleuchtete Galerie entlang. Schweigen war die Antwort.

Aber das Schweigen war von kurzer Dauer. Im nāchsten Moment ertōnte ein Schuß . . . der Schuß, mit dem unsere Geschichte eigentlich erst anfāngt.

DER BRIEF UND DER HÜTER DES'GESETZES

Der junge Ronald Bates hätte niemals Polizist werden sollen. Er war viel zu sanft, zu liebenswürdig und zu schüchtern, wenn es galt, sich in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen. Außer in Fällen von tatsächlicher Grausamkeit – wo er leicht den Kopf verlor und dazu neigte, etwas zu heftig und eigenmächtig einzugreifen – hätte er viel lieber die Leute ungestört ihren eigenen Weg gehen lassen.

Aber was konnte man schon machen, wenn man einen begabten großen Bruder beim Yard hatte. Sobald Arthur zum Assistenten des großen Kommissars Waller befördert worden war, hatte der junge Ron gewußt, daß sein Schicksal besiegelt war. «Du magst es eines Tages ebenso weit bringen», hatte man ihm versichert. «Du kannst in seine Fußstapfen treten.» Es war zwecklos zu beteuern, daß das der letzte Platz war, wo er hinzutreten wünschte. «Hinein in die Polizei!» hieß die Parole. So kam es denn, daß er in dieser stürmischen Nacht des 13. Oktober ganz allein im Dienstzimmer der kleinen Polizeiwache in West Greenstead saß und inbrünstig betete, daß nichts passieren möge.

Er hatte einen besonderen Grund, ängstlich zu sein. Erst vor ein paar Stunden war sein Vorgesetzter, der normalerweise für etwaige Notfälle zur Stelle gewesen sein würde, unter heftigen Schmerzen an seinem Tisch zusammengebrochen und mußte sich in diesem Augenblick im hiesigen Hospital einer Blinddarmoperation unterziehen. Und da ein Unglück selten allein kommt, hatte zehn Minuten später der wachhabende Beamte der Süd-Sussex-Polizei angerufen und ihn davon in Kenntnis gesetzt, daß vier Polizisten seines Reviers einen Auto-unfall gehabt hätten; er hatte ihn aufgefordert, sich «in Bereitschaft» zu halten, falls in der Nachbarschaft etwas passieren sollte. In Bereitschaft! Das hörte sich schon ganz unheimlich an.

Er blickte auf die Uhr. Es war elf Uhr fünfzehn. Noch fünfundvierzig Minuten. Um Mitternacht würde er, Gott sei Dank, vom jungen Simpson abgelöst.

Da klingelte das Telefon.

Der Anruf kam von Broome Place; Andrew Lloyd war am Apparat. Während der junge Bates den Worten lauschte, nahm sein Gesicht einen unglücklichen Ausdruck an. Das Schlimmste war eingetroffen. Eine junge Dame, Miß Larue, hatte sich das Leben genommen. Es schien, als ob die Umstände eine Untersuchung verlangten. Seine Anwesenheit war dringend erwünscht.

Als Ron den Hörer auflegte, war er den Tränen nahe. Nur zwei Dinge trösteten ihn. Das eine war ein schwacher, das andere ein nicht so schwacher Trost. Zunächst konnte er sich eine gewisse Befriedi-